



KLEINSTADTGHETTO BALLADE

OLIVER BECKER

Plöttner Verlag
|| |||| | ||||

Oliver Becker

kleinstadtghetto ballade

Plöttner Verlag
|| ||| | |||

ZWEI

Ständig schien die Sonne. In den ersten Tagen des neuen Schuljahres brannte sie unermüdlich, gnadenlos auf uns herab. Ihr letztes Austoben am Ende des Sommers. Es war mir einfach nicht möglich, in die Schule zu gehen. Zumindest einigermaßen regelmäßig. Ein-, zweimal habe ich vorbeigeschaut. Was immerhin ausgereicht hatte, um meine Kurse, meinen Stundenplan zu erstellen, der dann säuberlich auf einem Blatt neben dem Wohnzimmerfenster hing.

Schuld war allein die Brücke. Es war nicht so, dass ich lang geschlafen hätte. Ich stand rechtzeitig auf, ging rechtzeitig los. Wurde immer in der gleichen Minute von Tarak angebellt. Aber ich kam einfach nicht über die Brücke. Ich blieb stehen, folgte mit dem Blick dem Verlauf der rostbraunen Schienenstränge. Jedes Mal. Nur für ein paar Minuten, sagte ich mir. Nur ein paar Minuten der Ruhe, bevor ich mich mitten in die Meute begeben musste. Aus den paar Minuten wurde die erste Stunde.

Na gut, gehst du eben zur zweiten. So ging es weiter. Jedes Mal. Bis der Vormittag fast vorüber war. Bis ich mir endlich sagen konnte, jetzt lohnt sich's auch nicht mehr, jetzt brauchst du auch nicht mehr hingehen.

So zogen die Tage dahin. Traurig, langsam, ereignislos.

Das neue Schuljahr war schon gut zwei Wochen alt, als hinter mir ein Auto bremste. Ich hörte es, drehte mich aber nicht um. Die Schule war seit ein paar Minuten aus.

Jemand rief meinen Namen. Ich ignorierte die Stimme, dachte nicht einmal darüber nach, wem sie gehören könnte.

Erneutes Rufen.

Irgendwann gab ich auf. Drehte mich doch noch um.

Frau Vogelsang. In ihrem leuchtend roten BMW, das Verdeck heruntergerollt, der Motor sanft brummend.

Sie sah mich an.

»Hallo«, sagte sie, während sie den Gang herausnahm. Ihr Mund war eine vage Wellenlinie.

Ich blickte völlig ausdruckslos zu ihr hinüber.

»Ich habe gedacht«, fing sie an, noch immer unschlüssig, unsicher wirkend, »ich kann dich vielleicht irgendwo absetzen.«

»Danke«, sagte ich.

»Na ja, ich habe gesehen, dass du hier stehst und dachte ...«

»Danke.«

»Na ja, wenn du meinst.«

Ich verzog das Gesicht, als würde sie mich von etwas unendlich Wichtigem abhalten. Doch sie legte den Gang nicht wieder ein.

»Wir hatten schon zweimal Unterricht«, sagte sie.

Jetzt zog ich wirklich eine Grimasse.

Unbeirrt sprach sie weiter: »Letzten Dienstag und am Dienstag davor.« Sie setzte eine kleine Pause. »Du warst doch nicht krank, oder?«

Keine Antwort.

»Ich meine, falls du irgendein Problem hast oder so, kannst du jederzeit ...«

»Ich glaube«, unterbrach ich sie, »ich würde doch ein Stück mitfahren.«

»Ach? Wohin denn?«

»Bringen Sie mich zur Klinik?«

Im Auto fing sie erneut von irgendeinem Problem oder so an, aber genauso gut hätte sie mit einem Kühlschranks reden können. Ich starrte aus dem Seitenfenster, als wäre sie gar nicht anwesend.

Sie fuhr auf den Besucherparkplatz des Krankenhauses und stellte den Motor ab.

»Wen willst du denn besuchen?« fragte sie.

Mit Leidensbittermiene schaute ich in ihre Augen.

»Oder«, erschrak sie, »bist *du* krank?«

»Nein«, erwiderte ich und wehrte mit einer Hand ab. »Muss nur zu Besuch hierher.«

»Dann ist's ja gut.«

»Ein Mitglied der Familie«, sagte ich, so förmlich wie möglich. Ihre Augen lagen fragend auf mir.

»Rotti«, meinte ich, stieg aus und schloss sanft die Tür.

»Hast du Mutti gesagt?«

»Nein, Rotti.«

Ihre Stirn legte sich in Falten. »Dein Bruder?«

»Nein, mein Rottweiler. Er hat sich eine Glasscherbe in die Pfote gerannt und liegt auf der Intensivstation.«

Ich drehte mich um und entfernte mich ganz langsam von ihrem Auto. In meiner Magengrube spürte ich ein angenehmes Prickeln.

Ein paar Tage darauf, als ich von der Schule – also von der Brücke – nach Hause kam, stank es in der Wohnung wie in einer Schnapsbrennerei.

Ich trat in Mutters Schlafzimmer, direkt an ihr Bett. Sie war bleich wie ein Handtuch, lag auf dem Rücken. Regungslos.

Mindestens eine Minute lang starrte ich bloß auf sie herunter. Auf ihre Kittelschürze. Auf ihre verdreckten Gummistiefel, die sie nicht ausgezogen hatte. Dann bückte ich mich und tastete nach dem Puls an ihrem dünnen Handgelenk. Ohne Erfolg. Mein Ohr lag auf ihrer flachen Brust.

»Nimm deine Rübe da weg«, sagte sie schließlich. Eine Wolke ihres Atems ließ meine Nackenhaare in die Höhe schnellen. Ich richtete mich auf. Ihre kleine fleischlose Hand reckte sich mir entgegen.

»Hilf mir auf, Junge. Oder glaubst du, ich bin ein Fohlen?«

Die Hand war hart und rissig wie uralte Baumrinde.

Wir aßen Nudeln mit einer Tomatensoße aus dem Glas – wie an dreihundert anderen Tagen des Jahres auch. Dazu trank Mut-

ter Korn mit Wasser, ich überhaupt nichts. Sie sagte mir, dass sie mich wieder auf der Brücke gesehen habe. Ich solle nicht wieder anfangen, dauernd die Schule zu schwänzen. Ich sei nicht dämlich, also solle ich mich auch nicht dämlich anstellen.

Es klang immer komisch, wenn sie so etwas sagte. Etwas, das andere Eltern bestimmt so oder so ähnlich auch zu ihren Kindern sagten.

Ich starrte auf meinen Teller, wühlte mit der Gabel in der gelb-roten Masse. Mit einem Finger drückte sie mein Kinn nach oben und sah mich an. Ihre Augen wirkten wässrig. Das Blau schimmerte durchsichtig, das Weiße ringsum war mit roten Äderchen durchsetzt. In der Mitte saßen die Pupillen wie winzige Stecknadelköpfe.

»Mein Sohn«, sagte sie. »Mein Junge.«

Ich sah die vereinzelt gelben Stummel zwischen ihren Lippen. Wie kleine Grabsteine, dachte ich.

Danach bemühte ich mich wenigstens. Bemühte mich, etwas öfter zur Schule zu gehen, einen Hauch Regelmäßigkeit entstehen zu lassen. Die Sonne gab sich noch immer ausgesprochen hartnäckig. So hartnäckig, wie sonst nur Regen sein konnte. Ihre Strahlen folgten mir, wenn die bösen Blicke Frau Galls oder Frau Baumgartens von mir abprallten und Tarak mich mit seinem wütenden Gekläff überschüttete.

Ich schaffte es öfter als in den Tagen davor, die Brücke zu überwinden. Wie eh und je schlugen mir Misstrauen und Nichtbeachtung wie Giftwolken entgegen. Aber das störte mich nicht im Geringsten. Immerhin hatte es den Anschein, als gehörten die Schlägereien der Vergangenheit an. Thomas Wehrdorf und die anderen machten einen Bogen um mich, riefen mir nicht einmal mehr irgendwelche Gemeinheiten hinterher.

Endlich Frieden? Oder bloß die Ruhe vor einem neuerlichen Sturm? Scheiß drauf, sagte ich mir.

Dienstags erschien ich sogar zu der Doppelstunde im Schreibmaschinenraum. Meine Finger hüpfen ungeschickt und langsam und ziellos auf den Buchstaben umher. Ich strengte mich genauso wenig an wie im Jahr zuvor.

Frau Vogelsang war wie immer, tat, als hätte es unsere komische kurze Fahrt zur Klinik nicht gegeben. Ihre Blicke glitten immerzu über mich hinweg. Kein einziges Mal sprach sie mich an.

Morgens, wenn ich mich im Wohnzimmer vom Sofa aufrappelte, hörte ich, wie sich auch Mutter aus ihrem Bett hochkämpfte. Sie stöhnte, ächzte, schmatzte und erschien dann mit zusammengekniffenen Augen und borstig vom Kopf abstehendem Haar am Tisch.

»Den Morgen müsste man abschaffen«, sagte sie jedes Mal griesgrämig. »Den dürfte es gar nicht geben. Jeder Tag sollte erst mit dem Mittag anfangen.«

Sie musste wieder einmal arbeiten. Ein Befehl vom Arbeitsamt oder vom Sozialamt oder von wem auch immer. Das passierte alle paar Wochen. Arbeit für die Stadtverwaltung. Oder für wen auch immer. Für drei oder vier oder fünf Tage, höchstens mal zwei Wochen, das war alles. Diesmal ging es darum, die Sträucher vor einem Kindergarten zu beschneiden und Unkraut zu jäten.

»Länger als bis zum Wochenende mach ich den Quatsch sowieso nicht mit«, verkündete sie, als sie mit mürrischem Gesichtsausdruck die Tür hinter sich zuknallte.

Mir kommt es vor, als könnte ich diesen trocknen Knall noch immer hören. Als wäre er eben erst verklungen. Als könne ihn nicht einmal der pausenlose Regen übertönen.

Aber nein, alles ist still. Dieser Regen scheint die Stille sogar zu verstärken. Keine Geräusche außer seinem Prasseln.

Ich blicke aus dem Fenster. Die Welt besteht aus nichts als einem nassen Grau. Ich sehe nichts, gar nichts. Nichts außer den Bildern von damals.

Als ich tatsächlich einmal zum Sportunterricht erschien, überwältigten mich Thomas Wehrdorf und die anderen in der Umkleidekabine. Sie packten meinen Oberkörper, meine Arme, drückten mir die Kehle zu. Sie stießen mich unter die Dusche, die sie vorher schon kalt aufgedreht hatten. Ein paar Sekunden genügten, und ich triefte. Sie lachten, versetzten mir Fußtritte und verschwanden in der Halle. Das immer schon heikle Unternehmen Sportunterricht gab ich auf. Ich ging zur Brücke, lehnte mich wie üblich ans Geländer und ließ mich einigermaßen von der Sonne trocknen. Dann machte ich mich auf den Weg nach Hause.

Dort angekommen fiel mein Blick vom Wohnzimmerfenster aus auf meinen Vater. Er saß auf seinem Klappstuhl, den Zigarettensammel im Mundwinkel, und genoss eine Aussicht, die nur in seiner Vorstellung existierte. Als er mich bemerkte, betrachtete er mein vom Wasser verschrumpeltes T-Shirt und den noch immer feucht am Kopf klebenden Haarschopf. Er hob kurz die Hand, rief mir aber nichts zu, deutete auch nicht an, dass ich zu ihm kommen solle. Ich drehte mich einfach um.

Am nächsten Tag war von der Sonne nichts mehr zu sehen. Es regnete. Regnete, regnete, regnete. Als ich bei den Selbs vorbeikam, hatte ich das Gefühl, Tarak wäre in den letzten Wochen ein ganzes Stück gewachsen. Er wirkte größer hinter dem Zaun, der mich beschützte, und sein Gebell schien sich einen Ton anzueignen, den man langsam ernst nehmen musste.

»Gib nicht auf, Tarak«, rief ich ihm durch den Regen zu. »Irgendwann schaffst du es. Irgendwann bist du groß genug. Dann kannst du mich endlich kriegen.«

Ich überwand die Brücke, zwang mich, keinen einzigen Blick auf die Schienen zu werfen. Erst jetzt merkte ich, dass wenige Schritte vor mir Thomas Wehrdorf ging. Weshalb auch immer, aber an dem Tag fuhr er nicht mit diesem aufgemotzten Schlitten

zur Schule, den sein Vater ihm zum Achtzehnten geschenkt hatte. Er drehte sich um, ganz kurz, bedachte mich mit einem Starren, das wohl seine übliche vornehme Herablassung zum Ausdruck bringen sollte.

Aber – sein Blick wirkte aufgesetzt.

Ich holte rasch auf und lief dann ganz dicht hinter ihm, hätte ihm praktisch ein Bein stellen können. Ich glaubte, ein mulmiges Gefühl in seinen Schritten zu erkennen. Offenbar dachte er an die Sache mit der Dusche. Offenbar war ihm nur zu bewusst, dass er allein war, ohne sein übliches Gefolge. Ich genoss es, wie sein Gang immer staksiger wurde. Ich genoss es. Aber ich trieb es nicht zu weit.

Bestimmt rechnete er damit, ich würde in seine Kniekehlen treten oder ihm ein paar Schläge in die Nieren versetzen. Ich tat nichts dergleichen

Wir erreichten die Schule, und er verschwand in einer Traube anderer Schüler, die sich durch die offenstehenden Türen zwängten. Ich blieb noch eine Weile vor dem schmucklosen grauen Gebäude stehen, im Regen, ehe ich ihnen schließlich folgte.

Als die große Pause begann, wurde ich zu Dr. Traubenstein, dem Schulrektor, gerufen. Wieder einmal. Aufgeschwemmt quoll er über seinem Bürostuhl und musterte mich aus seinen Frosch- augen. Er ließ mich mindestens eine Minute vor seinem Schreibtisch stehen, bevor er endlich loslegte.

Es gäbe da schon wieder eine Beschwerde über mich. Ich hätte auf dem Schulweg versucht, einen Mitschüler zu verprügeln. Heute morgen. Grundlos, wie so oft.

Ich besah mir die Gegenstände, die verstreut auf seinem Schreibtisch lagen, blickte dann aus dem Fenster. Regen, nichts als Regen.

So könne das nicht weitergehen, sagte Dr. Traubenstein. Er müsse über Konsequenzen nachdenken. Aus den Augenwinkeln

sah ich, wie er nach seinem gravierten Füller grapschte, um gelangweilt damit herumzuspielen. Seine Finger waren wie rohe Würste. Handfeste Konsequenzen. Da die üblichen Maßnahmen wie Arreste offensichtlich nutzlos seien. Er erwäge einen Schulverweis. Der Füller wurde zurückgelegt. Ob ich etwas dazu sagen wolle?

Ich starrte in den Regen. Dazu etwas sagen ... War das ein Witz?

Na ja, meinte er und verlagerte seine Körpermassen in eine andere Position, unterstützt von einem Schnaufer. Er leite ein Wirtschaftsgymnasium, sagte er. Ein Wirtschaftsgymnasium, das im Übrigen zur Aufnahme eines jeden Schülers gerne bereit sei. Doch das bedeute nicht, dass man sich hier so benehmen könne wie in der Gosse, aus der man ... Er unterbrach sich, wofür er sich eines rauhen Hustens bediente.

Rabauken seien ihm zuwider. Aus seinen Froschaugen sprachen nicht mehr nur Langeweile und Arroganz. Regelrechter Ekel. Er frage sich ernstlich, ob es überhaupt Sinn habe sich weiter um mich zu bemühen, falls ich wisse, was er meine. Zu allem Überfluss sei ich ja auch noch sitzen geblieben. Was ihn in seinen Bedenken nur bestärkt habe. Wieder grapschte er nach dem Füller.

Zum ersten Mal blickte ich ihn unumwunden an.

»Ist der Vortrag endlich zu Ende?« fragte ich.

Er sah zu mir auf. Nicht unbedingt überrascht. Eher so, wie er zu Hause vielleicht seinen Hund anschaute, wenn der nicht aufs erste Wort gehorchte. In seine Froschaugen mischte sich etwas Brutales. Als würde er jeden Moment mit einem Knüppel auf mich einschlagen.

»Nein«, sagte er schließlich. Zischend. Der Vortrag sei bei Weitem noch nicht zu Ende, habe vielmehr erst begonnen.

Ich winkte ab. »Besten Dank«, sagte ich. »Aber ich kann den ganzen Quatsch nicht mehr hören. Sie können mir ja einen Brief schreiben, wenn Sie Lust haben.«

Damit drehte ich mich um. Die Tür zu seinem Vorzimmer war nur angelehnt. Mit zwei Fingern stieß ich sie auf. Von Traubensteins Sekretärin war nichts zu sehen.

Dafür stand da jemand anderes. Ganz dicht am Türspalt. Sogar etwas zu dicht, wie ich von der verdatterten Miene ablesen konnte.

»War's interessant?«

Ich sagte es reichlich bissig und stierte ihr direkt in die Augen.

Frau Vogelsang wurde rot. Tatsächlich, rot wie eine Kirsche. Als wäre sie eine Schülerin und ich ihr Lehrer.

»Ich wollte bloß zu Dr. ...«, stotterte sie, aber ich war schon draußen auf dem Flur.

Ich ging nach unten, schlängelte mich durch die Eingangshalle, wo alle die Pause verbrachten, weil es draußen regnete. Es trafen mich die üblichen Blicke, an die ich so gewöhnt war wie ans Pinkeln. Etwa eine halbe Stunde lang schlenderte ich durch die Straßen. Hausfrauen mit prallen Einkaufstaschen kamen mir entgegen, stießen mir mit ihren aufgespannten Regenschirmen beinahe die Augen aus.

Desinteressiert schaute ich in Schaufenster, auf Plakatwände. Gelegentlich stampfte ich ins Wasser einer der etlichen Pfützen, wie ein kleines beleidigtes Kind. Ich kam am Astoria-Kino vorbei und versuchte herauszufinden, wann ich zuletzt einen Film gesehen hatte. Es musste mindestens zwei Jahre her sein, eher drei. Irgend so ein albernes Science-Fiction-Filmchen. Rita Selb hatte mich förmlich an die Kinokasse geprügelt. Ich musste zahlen und dann auch noch zwei Stunden lang ihre Zahnsparangeknutscherien über mich ergehen lassen.

Es goss immer noch, als ich einen Bogen schlug, die Abkürzung durch den Park nahm und schließlich doch wieder auf der Brücke endete. Die Schienen glänzten von der schweren Nässe des Regens. In Gedanken sah ich meinen Vater vor mir, wie er sich auf

seinem Klappstuhl niedergelassen hatte, ungeachtet der Wassermassen, die der Himmel über ihm ausschüttete. Genau so stand ich am Brückengeländer. Völlig durchgeweicht, ohne jedoch im Geringsten darauf zu achten. Unsere Familie schien immun gegen dieses Gefühl des Unbehagens zu sein, das die meisten Menschen mit Regen verbinden. Man könnte sagen, wir waren eine Regenfamilie. Jedenfalls ganz bestimmt keine Sonnenfamilie.

Hier und jetzt erinnere ich mich so unglaublich genau an diesen Tag. An das Gespräch mit Traubenstein, an die Szene direkt danach. Als wäre es gestern gewesen, als wäre es vor fünf Minuten gewesen. Ich sehe mich, wie ich auf der Brücke stand. Wie der Regen heftiger, unerbittlicher wurde und mich in eine Art Trance zu versetzen schien. In einen Zustand seltsamer Schwerelosigkeit, als würden meine Sohlen längst nicht mehr den Boden berühren.

So stand ich da. So *schwebte* ich, die Brücke und der Rest der Welt unter mir.

Erst ihre Stimme schreckte mich auf, vergegenwärtigte mir wieder Ort und Zeit. Ihren roten BMW, diesmal mit geschlossenem Verdeck, hatte sie an genau der gleichen Stelle wie einige Tage zuvor angehalten, der Motor wieder mit diesem sanften Brummen.

»Nur noch ein paar Minuten und du löst dich in deine Bestandteile auf«, rief sie mir zu.

Ihre Stimme hob sich überraschend klar und deutlich ab gegen die dumpfe Hintergrundmelodie aus dem Prasseln des Regens und Autolärm, der von der Gegenfahrbahn herüberdröhnte. Ich muss sie angesehen haben, wie jemand, der nach Jahren aus dem Koma erwacht.

»Los, steig ein«, sagte sie.

Allerdings nicht ganz so bestimmt, wie sie vielleicht wollte.

Die Autos hinter ihr hatten zwangsläufig anhalten müssen und konnten wegen des Gegenverkehrs nicht überholen. Einige Fah-

rer hupen. Sie drehte nicht einmal den Kopf, sah nur mich an. Eindringlich und zugleich verunsichert.

Ich stand da. Wie angewurzelt.

»Los«, rief sie erneut. »Vielleicht musst du heute ja wieder ein Mitglied deiner Familie im Krankenhaus besuchen. Ich fahre dich hin.«

»Nein danke«, entgegnete ich. Todernst, als wäre es mir überhaupt nicht bewusst, dass das eine Anspielung war.

Die Hupen wurden lauter, fordernder. Sie sah mich an, und ihre Hände lagen auf dem Lenkrad.

Ich weiß bis heute nicht, was mich dazu brachte einzusteigen.

Wir fahren.

Der Regen klatschte auf den BMW, die Scheibenwischer tanzten.

»Wohin?« fragte ich.

Sie blickte mich kurz von der Seite an, wortlos. Ich zuckte die Schultern und schaltete das Radio ein. Es liefen gerade die Nachrichten, das weiß ich noch. Sie beschleunigte, bremste ab, setzte die Blinker, wechselte die Gänge. Die Verkehrsmeldungen wurden durchgegeben, ein Popsong begann.

Wir erreichten den Ortsausgang. Ganz in der Nähe stand dieses verdammte Haus mit unserer Wohnung. Irgendwo hier war die Quelle des Gänsebachs. Unschlüssig hielt sie an einer Kreuzung, bevor sie schließlich nach rechts abbog. Dann wendete sie und fuhr auf einen Feldweg. Es ging leicht bergauf. Wir gelangten an ein ausgedehntes Waldstück. Sie hielt auf einer Anhöhe, zwischen den ersten Bäumen, direkt neben einer verwitterten Bank.

Von hier aus hatte man einen Blick über die gesamte Stadt. Bei schönem Wetter, vor allem an Sonntagen, wimmelte es von Spaziergängern und umhertobenden Hunden. Sie drehte ein Stück weit ihr Fenster herunter und schaltete das Gebläse ein. Jeder von uns starrte geradeaus, ließ die Augen über die nüchterne

Ansammlung grauer, unterschiedlich großer Gebäude wandern. Erneut fiel mir mein Vater auf dem Klappstuhl ein.

Ein Radiomoderator versuchte Heiterkeit zu verbreiten, und mit einem Knopfdruck nahm ihm Frau Vogelsang die Luft. Sie griff nach einer Packung Marlboro und zündete sich eine Zigarette an. Rasche, aber kontrollierte Bewegungen.

Die Minuten gingen dahin.

Nach der zweiten Zigarette fing sie an. Ich merkte, dass sie sich nicht ganz wohl in ihrer Haut fühlte. Sie vermied den direkten Blickkontakt mit mir. So oft habe sie mich jetzt schon auf der Brücke stehen sehen, sagte sie. Sie wolle einfach nur mit mir reden. In aller Ruhe, ganz vernünftig. Nicht so, wie Dr. Traubenstein für gewöhnlich mit Schülern spreche, die nicht in sein Bild des braven, emsigen Lernenden passen würden.

Ich musterte sie. Skeptisch, abwägend, mit leicht in die Höhe gezogenen Augenbrauen.

Sie musste lächeln.

Es ist schon eigenartig. Da kann ich mich so genau an den Ablauf jenes Tages erinnern, und trotzdem will es mir einfach nicht mehr einfallen, wie sie es schaffte. Ich meine, wie sie es schaffte, mich zum Sprechen zu bringen.

Ich glaube nicht, dass sie irgendetwas Besonderes, Außergewöhnliches, Weltbewegendes sagte.

Eigentlich sagte sie überhaupt nicht viel. Vielleicht war es die Art, wie sie mich ansah, den Kopf schräg legte. Vielleicht war es ihr Lächeln. Mehr wohl nicht.

Jedenfalls erzählte ich. Von meiner Mutter, von unserem trauten Heim, Glück allein. Ich war überrascht, dass sie nichts von mir, von uns, wusste. Ich hatte gedacht, nahezu die ganze verdammte Stadt kannte uns, kannte uns zumindest so, wie sie uns kennen wollte.

Dann fiel mir ein, dass Frau Vogelsang und ihr Mann erst seit zwei Jahren hier wohnten. Sie unterrichtete am Wirtschaftsgymnasium und an der kaufmännischen Schule, er an der Berufsschule. Während ich sprach, überprüfte ich hin und wieder, wie sie mein Gequatsche aufnahm. Die ganze Zeit über hielt sie ihren Kopf schräg und hörte mir zu. Aufmerksam, ohne auf die Zeit zu achten, die Stirn leicht gekräuselt. Sie hörte mir zu.

Was ich auch nicht mehr weiß, ist, wie es so weit kommen konnte. Das mit den Tränen, meine ich. Ich habe ganz normal erzählt. Sachlich, vollkommen ruhig. Davon wie meine Mutter, wenn sie nicht gerade an Kindergartensträuchern herumschneiden musste, jeden Tag mit ihrem Handkarren in die Stadt aufbrach, eingepackt in ihre Kittelschürze. Wie sie die Passanten um eine oder zwei Mark, die Wirte um einen Schnaps anschnorrte. Wie sie abends wieder auftauchte, betrunken oder enttäuscht, weil sie nicht betrunken war, den Karren vollgestopft mit Plunder, den andere nicht einmal mit Schutzhandschuhen anfassen würden.

Ich erzählte von meinem Vater, seiner Latzhose und seinem Klappstuhl. Von Frau Gall und Frau Baumgarten sagte ich überhaupt nichts. Nichts von diesem Herrn Gessner, der im Rathaus arbeitete und von Zeit zu Zeit bei uns aufmarschierte. Auch von der Schule sagte ich nichts, von den Lehrern und Thomas Wehrdorf und all den anderen Idioten. Ich hätte es nicht ertragen, mich als armes gepeinigtes Opfer darzustellen.

Das, was dann folgte, ertrug ich allerdings genauso wenig. Diese verfluchten Tränen. Plötzlich standen sie in meinen Augen. Nass und klar wie Regentropfen.

Ich hasste mich selbst dafür. Mit der ganzen Konzentrationskraft, die ich aufbringen konnte, verhinderte ich, dass sie auch noch meine Wangen hinabkullerten wie bei einem kleinen Mädchen, dem man die Lieblingspuppe weggenommen hat.

Endlich hielt ich meinen Mund. So viel auf einmal hatte ich

nie zuvor geredet. Ich räusperte mich mehrmals und wischte mir über die nun zusammengepressten Lippen. Erleichtert stellte ich fest, dass sich die Tränen einfach wieder auflösten. Ich atmete tief durch. Stille. Nur der Regen war noch zu hören.

Sie hielt mir die Zigarettenschachtel hin. »Magst du eine?«

Ich griff zu. Wir rauchten schweigend. Nach der Zigarette war ich wieder völlig gefasst. Wir sahen uns an. Und dann tat ich etwas, das ich mir bis heute nicht erklären kann. Ich glaube nicht, dass es überhaupt ein bewusster Vorgang war.

Langsam beugte ich mich über die Gangschaltung hinweg und bettete meinen Kopf in ihrem Schoß. Ich merkte, wie sie erschrak, beinahe erstarrte. Ich legte meine rechte Hand auf ihr Knie, auf die Strumpfhose, die durch die Berührung mit meiner Haut ganz, ganz leise knisterte.

In Erwartung, sie würde mich von sich stoßen und wieder auf die Beifahrerseite drücken, hielt ich den Atem an.

Doch das tat sie nicht.

Frau Vogelsang tat gar nichts. Minutenlang. Gar nichts.

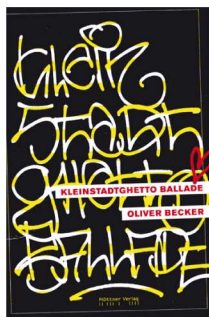
Dann spürte ich, wie sich ihre Finger zögernd über meinen Hinterkopf senkten. Sie spielte mit meinem Haar, strich mir sanft über den Nacken. Der Waschpulvergeruch ihres Rockes und Parfümduft krochen in meine Nase. Plötzlich war nicht nur ihre Hand, sondern auch ihr Gesicht in meinem Haar. Ihre Nase, ihre Lippen. Ihr Atem war warm.

Als wir endlich wieder aufsahen, hatte es aufgehört zu regnen. Die Sonne verscheuchte die Wolken, brach den Himmel entzwei, als wolle sie in den roten BMW hineinspähen, als wolle sie sich nichts entgehen lassen. So war es tatsächlich. Es war keine Einbildung. Die Sonne sah uns zu.

Oliver Becker

Plöttner Verlag
| | | | | | | |

kleinstadtghetto ballade



Roman

200 Seiten

Broschur

ISBN: 978-3-86211-004-9

13,90 Euro

Oktober 2010

Auerbach, der Sohn einer alkoholkranken Mutter und eines geistig abwesenden Vaters, lebt in ärmlichen Verhältnissen. In der Schule leidet er unter den ständigen Prügelattacken seiner Mitschüler. Den täglichen Schulweg schafft er selten weiter als bis zur Brücke über die Bahnleise, obwohl er immer pünktlich das Haus verlässt. Eines Tages hält auf eben dieser Brücke hinter ihm der rote BMW von Frau Vogelsang, seiner Lehrerin aus dem Schreibmaschinenunterricht.

Aus dieser Begegnung entwickelt sich schnell ein Liebesverhältnis zwischen Auerbach und der in ihrer Ehe unglücklichen Frau. Die ungleiche Be-

ziehung lässt den jungen Mann seinen desolaten Alltag für kurze Zeit vergessen. Er entdeckt wieder seinen Willen weiterzumachen und sich dem Leben zu stellen. Als die Lehrerin jedoch die Beziehung beendet, stürzt der Schüler schließlich noch tiefer in eine Krise, die ihn vollends aus der Bahn wirft. Kleinstadtghettoballade ist die literarisch mutig umgesetzte Geschichte einer Affäre zwischen einem Schüler und seiner Lehrerin. Sie erzählt vom tragischen Versuch eines chancenlosen jungen Mannes aus der Rolle des Außenseiters in der miefig-erdrückenden Enge der Kleinstadt auszubrechen.

Als würden »Der Fänger im Roggen«, »Jack the Ripper« und »Madame Bovary« bei einer flasche Wein über ihre Sünden plaudern

Leseprobe

»Ich erreichte unser trautes Heim, diesen hässlichen Block, diese Betonkiste, in der ein paar Sozialwohnungen untergebracht waren. Ein Eiterpickel in einer ansonsten sauberen, rechtschaffenen, ordentlichen, kleinen Welt. Sozusagen ein Ein-Block-Ghetto. Mutter und ich bewohnten eine der beiden Erdgeschosswohnungen. Die daneben stand schon seit Ewigkeiten leer. Ein winziges Bad mit winziger Wanne, eine winzige Kochnische, ein enges Schlafzimmer, ein enges Wohnzimmer.«

Oliver Becker

Wer schreibt, der bleibt. Das hat Oliver Becker schon früh in einer Werbeagentur gelernt - und sich seither daran gehalten. Heute schreibt er immer noch in der Werbung, aber am liebsten für sich selbst, am liebsten Romane, immer auf der Suche nach einem Stoff, der neu ist, der so noch nie erzählt worden ist. Geboren 1969 im Schwarzwald, lebt Becker heute in Frankfurt am Main - und dank vieler abwechslungsreicher Geschichten eigentlich überall auf der Welt.



Foto: Lilla Becker

Verlagskontakt: Plöttner Verlag GmbH & Co.KG, Sabine Seehawer, Marbachstraße 2, 04155 Leipzig
Telefon: 0049/341 561 08 72, E-Mail: presse@ploettner-verlag.de, Fax: 0049/341 590 38 59

Plöttner Verlag

